

aus der wir verirrt und verwundert zu ihr hinausschauen? Bedeckst sie nicht ihre Abgründe mit Blumen und Kleeblättern? Nimmst du nicht ihre glühenden Gesichter in die reizendsten Nebel? Nimmst du nicht ein anderes Recht als das des Stärkeren, und ist sie nicht etwa plattendruckend brutal, wo sie wahr ist? Der Kaug ba, das ist ein Weiser, der für den sentimentalsten Mondschein- zauber nur ein kaltes Lachen hat. Er flattert durch die verschleierte Dämmerung des Waldes, in dem liebende Mädchen sich treffen und wegneman tosen, lautlos einher und — mordet schwächere Geschöpfe in den Schlaf. O nein! hier wie dort ganz dieselbe Miß, bafelbe Verbrechen, mit den raffiniertesten Künsten der Verstellung die Wahrheit zu verschleiern. Was das doch für Narren sein müssen, die immer nach Natur, nach Wahrheit schreien! Auch sein Fremd Hans Joachim war sehr ein sonderbarer Schwärmer gewesen, der ihm hatte einreden wollen, der wahrhaft edle Mensch müsse sich befreien von jeglichem Zwange der Verhältnisse und mit klaren, vernunftgemäßigen Sinnen nur auf das eine Ziel aufzubrechen, sich seiner uralten Natur entsprechend auszulieben — so wenigstens hatte er ihn verstanden! Als ob es überhaupt ein freies Wollen gäbe in diesem irdischen Dasein! Eigner Zwang überall, wofin man schaut! Und ein Sklave der höchstschleichen Mensch ebenso sehr wie die unscheinbarste der Mitrosen! Was hatte er denn anders gethan, als eben seiner innersten Natur nachzuleben versucht? Und wofin war er damit gekommen? — Eben dahin, wofin ein nervenkranker Gymnastik heutzutage zu kommen pflegt, der nicht verlegt wurde oder eine schmachthafte Nahrungsmittel, der ihr Schatz untreu geworden ist!

Mit einem unterdrückten Blick trat der Erbprinzherzog vom Fenster fort und richtete einen fast listern lächelnden Blick auf den Gewerkschrank, in dessen Scheiben sich das gedämpfte Licht der Lampe spiegelte und die Käufe der darin aufgehängten Mordwerkzeuge verführerisch blinken ließ. Er strich sich über die Stirn und stammte ärgerlich mit dem Fuß auf. Nein! nicht diesen jämmerlichen Komödientausch! Etwas wollte er als deutlicher Herrscher aus alten, fernigen Geschlechtern doch vor dem weltmüden Plebejer vorans haben! Brutal mußte er sein, wenn die Welt Respekt vor ihm haben und daran glauben sollte, daß er Charakter besäße.

Er zog den gekrümmten Brief der Geliebten noch einmal aus der Tasche und glättete ihn auf seiner Schreibmappe, dann ließ er sich langsam in den Lederstuhl gleiten und las die inhaltschweren Zeilen noch einmal durch. Es zerrte ihm das Herz, was er da las, jedes einzelne Wort bohrte sich wie mit einem scharfen Stachel in seine Seele — seine Brust leuchtete, seine Nüstern blähten sich und seine Lippen zuckten in dem trampfhaften Bemühen, die heißen Thränen verweifelten Mitleidenden, selbsthämmerischer Wuth zu unterdrücken. Er küßte die Stellen, welche ihre Thränen vermischt hatten — und dann lehnte er sich in seinem Sessel zurück und presste seine beiden Hände fest in die Augenhöhlen.

Lange Zeit saß er so, in dumpfen Schmerz verloren, und hörte weder das Silberglöckchen der Stuhlfuhr die Stunden schlagen noch auch die Equipagen in den Schloßhof rollen. Endlich — die Uhr zeigte bereits ein Viertel elf — legte er sich mit einem energischen Ruck aufrecht, nahm einen Briefbogen zur Hand und schrieb mit seinen gewohnten großen Zügen, die Zeilen von unten nach oben schräg laufend, folgende Worte:

Mein theurer Vater!

Du hast recht, ich darf nicht länger zögern. Was mich dieser Entschluß kostet, das weiß . . .

Er stuzte bei diesen Worten und machte mit einem halblauten, ärgerlichen „Ach was!“ zwei dicke Striche hindurch; dann lezte er tief an und fuhr nach kurzen Besinnen fort:

Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde schon morgen, dem Wünsche des Königs folgend, abreisen, und ich denke, daß bereits in wenigen Tagen das glückliche Deutschland durch die Freundschaft von der Verlobung meines gehorjamsten Erbprinzen Friedrich mit der königlichen Prinzessin Clementine überzogen werden wird. Fiat justitia, pereat mundus!

Dein getreuer Sohn
Georg Friedrich.

Pa. Die kleine Kat hat heute abend meinen gräßlichen Leibtrabanten endlich glücklich eingekannt. Er ist förmlich bestrahlt über sein Gesicht. Darf ich ihn unter diesen Umständen noch behalten?

Er überflog noch einmal, was er geschrieben hatte, schüttelte den Kopf und biß sich auf die Lippen. Dieser bitterböse ironische Ton würde seinem Vater wenig behagen, mußte er sich sagen, und er erhob das Blatt, um es zu zerreissen. Gleich darauf aber legte er es wieder hin und faltete es mit raschem Entschluß zusammen. Besser, d. h. heuchlerischer brachte er es heute in seiner Verzweiflungstimmung doch nicht fertig! Er steckte den Brief in den Umschlag und schrieb in festen Zügen die Adresse darauf: „An S. königliche Hoheit, den Großherzog u. s. w.“ Dann jähnete er eine Wachskerze an, um sein Siegel auf das Schreiben zu drücken.

Da klopfte es an die Thür. Er warf einen Blick nach der Uhr auf dem Aussage des Schreibtisches hinauf; sie zeigte auf halb elf. „Ach, schon so spät!“ Das Best bei Medizinalraths mußte längst begonnen haben — und Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Fürsten. Er sprang auf und schob den Kiesel von der Thür zurück.

Seine Schwester, die Prinzessin Eleonore, trat rasch über die Schwelle. Sie brachte einen seinen Nesebadust mit herein und hatte bereits den weißleidenen, pelzgefütterten Umhang um die Schultern gelegt und ein leichtes Spitzenkleid über ihre Frisur mit den bligenden Diamanten gebreitet. Die raschlebende Schleppe hatte sie mit der Linken emporgerafft, in der Rechten trug sie einen kostbaren Spitzenhaube.

„Ach, du bist es!“ rief der Erbprinzherzog, sie mit einem raschen, wenig freundlichen Blick mustern. „Wußt du mich wieder einmal an meine Pflichten mahnen? Ja, ja, ich mache dir viel Sorge, nicht wahr?“

„Allerdings hast du mir Sorge gemacht,“ versetzte Eleonore mit leisem Vorwurf. „Kein Mensch wußte, wo du geblieben seist, als ich am Schluß der Vorstellung nach dir fragte. Ich hatte wohl bemerkt, daß du wieder mit Kost Heilmitteln hattet — und das machte mich unruhig.“

„Meine gehrte Gouvernante traute ihrem Schützling das Schlimmste zu, nicht wahr?“ spottete der Prinz. „Nun, freue dich, Schwesterchen, dein Wert ist vollbracht. Jetzt wirst du bald wieder gute Tage haben. Sieh mal, was da auf dem Tisch liegt. Du könnstst so freundlich sein und mal inzwischen mein Pessifach ausdrücken. Unschuldige mich einen Augenblick!“ Damit zog er sich in das aufstehende Schlafgemach zurück, ließ jedoch die Thür hinter sich halb offen.

Neugierig trat die Prinzessin an den Schreibtisch und las die noch naßte Aufschrift des Briefes.

„Ah, du hast an Papa geschrieben? Darf man fragen: was?“ rief sie laut, indem sie sich ansah, den Siegelack in die Flamme der Kerze zu halten.

Und aus dem Nebenzimmer ertönte die verbissene Antwort: „Ich habe das Todesurtheil des anständigen Menschen in mir unterschrieben. Es lebe der Erbprinzherzog!“

Ein Lächeln des Triumphes huschte über die feinen Züge der Prinzessin, während sie langsam die flammenden roten Tropfen auf den Brieferschluß fallen ließ. Pöblich aber nahmen ihre Mienen einen ernsten, fast schmerzlichen Ausdruck an, und als sie das Pessifach von dem Siegel abgehoben hatte, setzte sie sich in den Schreibstuhl und betrachtete mit sinnender Wehmuth das großherzogliche Wappen. Es war ihr da eine wunderliche symbolische Beziehung aufgefallen zwischen dem unbedeutenden Dienst, den sie für ihren Vater verrichtete, und dem großen Dienst, den sie seinem schwandenden Charakter unaufgefordert, ja hinterlistig erweisen zu müssen geglaubt hatte. Sein weiches, lichterloh brennendes Herz war es, auf das sie den kalten Wappenstein der politischen Pflicht gedrückt hatte!

Die Prinzessin war heute weid gestimmt. Die kleine Kat, die sie immer für eine oberflächliche, kalt berechnende Person gehalten, hatte heute während der Fahrt vom Theater sich ihr, alle Einkette versessend, so stürmisch an die Brust geworfen, unter echten Thränen gejauchzt und gestammelt: „Nun will ich ja so gut sein! Ach bin so namenlos glücklich! Ach, wie hoch, verzeihen Sie mir alle Dummheiten und alle Nichtsmöglichkeiten, die ich je begangen habe. . .“ Und in diesem echten Augenblicke, aber mit unverschämten Naturrufen, war es fortgegangen bis heim zum Schloße. Ja, bis in ihr Schlafzimmer hinein hätte sie die aufgeregte kleine Kätzin mit ihrem glückstrahlenden Gesicht verlor, wenn sie sie nicht beim Kopf genommen und ihr mit ein paar herzlichen Küßchen den Mund gestopft hätte. Niemand zuvor in ihrem Leben hatte sie sich zu solchen Bärtlichkeiten gegen ihre Untergebenden hin-

reißen lassen. Sie war sich ihres eigenen glücklosen Mädchen- thums plötzlich mit steigenden Schmerzen bewußt geworden, und sie hatte, voll weiblicher Sehnsucht, von den Lippen dieses Mädchens ein wenig wegstehlen wollen von jener Fülle der

Seligkeit, die der erste bräutliche Kuß in junge Herzen aus- zuströmen pflegt. Das brachte sie in die Stimmung, zu ver- stehen, was sie ihrem Bruder angethan hatte. Und das Er- barmen kam über sie. (Fortf. folgt.)

Ein Erntetag.

Erzählung von A. Trinius.

Ende August war's und so ein richtiger Erntetag, wie ihn die Platten gern manchmal bezeichnen und die Mäler in leuchtenden Farben auf die Leinwand zeichnen. Unendlich für das glühende Auge wohllich in leichter Bläue ein wolkenloser Himmel über der Erde, die unter dem sengenden Kuße der Sonne matt und idmer atmend dahlag. Kein Windhauch rührte sich; selbst die waldbedeckten Höhen, welche in weitem Bogen das Landschaftsbild umzirkelten, entfalteten heute keine erfrischende Kühle und harrten wie träumend hinein in die schöne Sommerpracht. Still stand die Luft, ganz still, aber die Gluth des Tages schuf ein flüchternes und flüchternes in Weib und moos ein weißes, eislerartiges Dunngewebe, das sich zöwischen Sonne und Erde drängte und alles Kühle mit dem das Tagesgestirn selbst in Form und Glanz untrübeher und matter erscheinen ließ.

Der Boden am Waldesrande den Hügel entlang schritt, den müdete es an wie ein erster leiser Versuch des nahenden Herbstes. Millionen röhlicher Wäldchen des Habräutes bedeten bereits zwischen Moos und Pfanzen den Waldesboden; die Beren der Ebenechen am Wege leuchteten wie Korallen durch das zierliche Blättergewebe; hin und wieder legelte ein Stück weißes Spinn- gelblich die stille Sonnenluft, bis es, festgefesselt an einem milchigen Dornbüsch, nun flatterte, wie ein Banner, das den Ein- gang des heranziehenden Herbstes kündete.

Und welches man von der Saumstraße der Dägel- gelände niederblickte, sah so unendlich mehr aus, als seine es sich nach Schlaf und Ausrufen. Doch auf den Feldern und Wiesen, längs der Raine und über den Straßen und Wegen hin, die sich verästelt, in die Dörfer leiteten, welche hier und dort mit reicher Dächerthar aus abgehängten freundlich herausragten, da regte es sich im scharfen Gegenlage zu dem dumpfen Hinbrüten der Natur um so lebendiger heute und lieb dem Gesammtbilde erst Glanz, Leben und tiefere Bedeutung. Erntewagen, hoch- behaftet oder noch ungefüllt, schwoarten und flapperten einher; Reithengeln, Ruten der Pferde, und dampfende fröhlicher An- ruf, Gnuß und kurze Beschreie. Hier banden und häuften hemdsärmelige Dirnen Garbe zu Garbe, dort schritten Mäher in langianen Vorderingen über eine bunthäufige Heumasse, Schrägkähnen niedriger grüner Hügelletten hinter sich lassend. Wo hier ein Pfing schloßaufreißend vorwärts ächte, vertraute man dort die Winterfrucht der rathlos sorgenden Erde, an und wo goldschimmerndes, schnittreifes Korn sich müde niederlegte, da schen es wie ein dankbares lechtes Naraufgehen zu geben, wenn die Gentle endlich leis schwirrend die schweren Dalme sanft zur Erde geleitet ließ.

Zwischen zwei noch ungenährten Feldern zog sich ein schmaler Rahn hinab. Groß und niederes Büschwerk bedeckten ihn, und die Woggenfelder streifte, da haben Nachschwoh, Aede, Ritterpönn, Kornblume und Kamille und misperren geschäftig und wichtig miteinander. Ungefähr in der Mitte des Rahns, ein kaum erkennlicher Hüpfbüsch mündete aus dem einen Felde hier ein, da erhob sich, weißlich sichtbar, ein wilder Weinbaum.

Es war um die Vesperstunde. Die Sonne stand schon über dem dunklen Waldtranz der Berge. Auf den Feldern ruhete zur Zeit die Arbeit. Gruppenweise saß man trüben, schmaufend und einander zusamment. Berken sangen hoch in der Luft, und hin und wieder sang ein heller Zug herüber, wenn ein Wäber die untere Luft umschwebte. Unter dem Weinbaum am Rahn lag eine junge Bauerndire. Sie hatte ihr sorgliches Maß bereits beendet und blickte, das eine Knie zwischen den ge- stellten Händen hoch gezogen, mit helterem Gesichtsausdruck über Rahn und Felder hin. Die entblühten, gekräumten Arme, das stark gespannte schwarze Sommerkleid zeigten eine kräftige Gestalt. Der breitrandige Strohhut besaßte eine auffallend hübsches Gesicht, aus dem ein paar dunkelbraune Augen warm strahlten.

Jetzt wandte die einfach Sitende plötzlich den Kopf seitwärts, wo lochen ein hochaufgehobener Wäber aus dem hinter ihm zu- sammenstehenden Felde trat.

„Kommst du doch noch?“ Sie reichte ihm lachend die Rechte und zog ihn dann an ihre Seite.

„Meine Senie hat 'nen Gaden, Und dann stand der Inpeltax dabel. Der hat schärge Augen. Rann, das er fert war, bin ich hierber gerat. Eine Viertelstund können ja immer noch verschwin'n, Veronika!“

„Armer Schak!“ Sie berührte leicht seine Schulter, dann blickte sie wieder wie vorgin in die blaue Sommerluft. „Kannst mich dauern, Friedel? Schen um deine Willen wünsch' ich, wir beide wären ein zusammen an du wünsch', wofür deine Hände schafften. Aber ich denk, mein Vater wird bald ein Erntebren-

haben und die Einwilligung geben. Von einander lassen wir doch nicht! Gelt, Friedel?“ Sie sah ihn treuerberig an.

„Nimmer, Veronika, nimmer!“

„Für einen fremden Herrn schaffen — ich möch's nicht, und wenn's auch die gnädige Herrschaft heißt.“

„So, gnädig hab sie alle droben, alle! Der Herr Baron sind gnädig, die Frau Baronin sind gnädig — aber der Junter — ha, ha! — der ist am allergnädigsten!“ Der Wäber lachte kurz und bitter auf. „Sind ja auch bessere Menschen wie wir und haben mehr Ehr' und Ansehen vor unserm Herrgott, denn wir dummen, armen Bauersteu' Umsonst legt nicht der Herr Wörzer sonntäglich ein Extrafährst, für die gnädige Herrschaft ein Ver- ständ ja auch nie die Kirche, die gnädige Herrschaft, auch der seine Junter nicht, um während der Predigt die Wäberchen an- zusehen, daß es ihnen kalt und heiß über den Rücken läuft.“

„Friedel, du thust ihm wohl unrecht, gelt? Er ist doch freimilich — auch zu mir!“

„Das Gesicht des Wäberchen nahm einen eigenen Ausdruck an. „Er wogts auch zu dir?“ rief er.

„Draucht nicht euerichtig sein drum! Als er mich neulich traf und von allerlei Dingen sonstig redete, mir auch eine schöne Halsstette verprach — da lachte ich ihn aus und ließ ihn stehen.“

Der Wäber knirschte fast unhörbar mit den Zähnen. Sein Gesicht ward um einen Scheln blässer, als er jetzt mühsam hervorholte:

„Also eine Halsstette? Haha! So sings auch bei ihr an. Und dann erwägt er ihnen damit Verstand — Ehre — Leben!“ Der Wäber umfoste heilig die eine Hand des Mädchens. „Holt du die Kette gegen? Gelt?“

Veronika schüttelte den Kopf und sah ihn groß und fragend an. „Hüte dich!“ fuhr der Wäber fort, sie giltig und funktel, daß dir die Augen übergehen. Hüte dich! So sings auch da- mals an. Mit Wohl sings an und süßen Worten — an der Frau der Gottesaders hats gende.“

„Veronika!“ fuhr er fort, „hör mich an! Du bist die erste, der ich's beidelt! Ich hab dich kannte, hat' ich nur ein Weib, das ich außer meiner Mutter lo recht liehte — das war meine Schwester. Sie war schön wie du, aber anders wieder. Als sie aus der Schule kam, ging sie aus' Schloß in den Dienst zur gnädigen Herrschaft. Gnädig aber war ihr doch nur einer dort, der seine Junter. Ihr Sinn stand noch hoch, und sie ward gelendet, als er ihr die funkelnde Halsstette anbot. Ein halbes Jahr später zog man die arme Werrud aus dem Reich in Schloßpark. Andere Wäberchen, die er auch behörte, haben's ihm nicht so leicht gemacht. Ich bin damals zum Herrn Baron gegangen und habe Redenshaft gefordert. Der gnädige Herr jagte mich wie einen Hund fort, meine Mutter bekam eine kleine Abfindungsumme und der liebe Junter ward ein paar Wochen auf Reisen geschickt, um sich von dem Verzer über diese fatale Geschichte zu erholen. In einem Samstag hat abends gebunden wir die arme Werrud; am nächsten Tage sah die gnädige Herrschaft wieder in der Kirche, und der gute Wörzer vides ihr Wohlthun und ihr Menschengeit mit lauten Worten, während der Hund von Junter mit seinem neuesten Schatz ver- liehte Wäde wechselte.“

Der Wäber war aufgesprungen und stand für ein paar Augenblicke stumm da, das von tiefsten Grimme bewegte Gesicht nach der Richtung gehend, wo unweit einer Dorfes in weicher Derrrenklich mit Thurn aus einer Gruppe aller Laubbäume hervorwuchs.

„Mein Vater war ein Ehriger und ich bin es wieder ge- worden um meiner alten Mutter willen. War' die nicht und du, Veronika, ich wär' weit fort in die Welt gegangen. Das Hauschen, in dem wir wohnen, das Dach, das uns schützt, das Brot, das wir essen — es gehört dem gnädigen Herrn. Wir sind verkauft mit Leib und Seele, Menschen ohne Weis — ohne Ehre und Glück!“

Er hatte sich die Faust an die Stirn und hob sie drücken. Doch schon hatte Veronika ihre Arme um seinen Nacken geschlungen, lächelte ihn und sah ihn innig an.

„Gehud, Friedel, 's hat am längten gedauert, und dann bist du frei. Deine alte Mutter kommt dann zu uns. Loß die träben Bedanken heut, du machst's nicht wieder gut — nicht besser. Komm — sieh mich an! So ist's recht! Und was mich anbedrückt — nun, draucht keine Angst zu haben — auch ohne deine traurige Gesicht' lach' ich den Junter doch wieder aus, wenn er noch einmal tume. So, noch diesen Aug! Und nun geh, he haben drüben schon wieder angefangen.“ Sie sching ihn

„Gehud, Friedel, 's hat am längten gedauert, und dann bist du frei. Deine alte Mutter kommt dann zu uns. Loß die träben Bedanken heut, du machst's nicht wieder gut — nicht besser. Komm — sieh mich an! So ist's recht! Und was mich anbedrückt — nun, draucht keine Angst zu haben — auch ohne deine traurige Gesicht' lach' ich den Junter doch wieder aus, wenn er noch einmal tume. So, noch diesen Aug! Und nun geh, he haben drüben schon wieder angefangen.“ Sie sching ihn

„Gehud, Friedel, 's hat am längten gedauert, und dann bist du frei. Deine alte Mutter kommt dann zu uns. Loß die träben Bedanken heut, du machst's nicht wieder gut — nicht besser. Komm — sieh mich an! So ist's recht! Und was mich anbedrückt — nun, draucht keine Angst zu haben — auch ohne deine traurige Gesicht' lach' ich den Junter doch wieder aus, wenn er noch einmal tume. So, noch diesen Aug! Und nun geh, he haben drüben schon wieder angefangen.“ Sie sching ihn

„Gehud, Friedel, 's hat am längten gedauert, und dann bist du frei. Deine alte Mutter kommt dann zu uns. Loß die träben Bedanken heut, du machst's nicht wieder gut — nicht besser. Komm — sieh mich an! So ist's recht! Und was mich anbedrückt — nun, draucht keine Angst zu haben — auch ohne deine traurige Gesicht' lach' ich den Junter doch wieder aus, wenn er noch einmal tume. So, noch diesen Aug! Und nun geh, he haben drüben schon wieder angefangen.“ Sie sching ihn

„Gehud, Friedel, 's hat am längten gedauert, und dann bist du frei. Deine alte Mutter kommt dann zu uns. Loß die träben Bedanken heut, du machst's nicht wieder gut — nicht besser. Komm — sieh mich an! So ist's recht! Und was mich anbedrückt — nun, draucht keine Angst zu haben — auch ohne deine traurige Gesicht' lach' ich den Junter doch wieder aus, wenn er noch einmal tume. So, noch diesen Aug! Und nun geh, he haben drüben schon wieder angefangen.“ Sie sching ihn

